



Der Lazarus Hospiz Chor singt beim Totengedenken und dem Sommerfest und anderen Gelegenheiten. Er besteht seit 2010 und ist offen für alle, die sich dem Lazarus Hospiz verbunden fühlen.

1. Reihe von links nach rechts:
Johanna Just; Inge Severin,
Sigrid Romero, Monika Günther;
Brigitte Schäufler, Ilka Fuchs

2. Reihe von links nach rechts:
Kathrin Beutling, Barbara
Jaenichen, Susanne Grossjohann,
Josefine Horn, Doris Leichsenring,
Marianne Prinz, Hannelore Lauble,
Christian Heyden, Jost Fröling

Musik und Tod

Seit kurzem komme ich ins Hospiz, setze mich ans Klavier und spiele sanft und leise. Die Bewohner*innen nehmen neben mir Platz. Sie sind diejenigen, die den Ablauf bestimmen – mal klassisch, mal frech und gerne „berlinerisch“ und immer respektvoll und dankbar.

Was macht Musik mit uns? Da ist das Lied aus der Kindheit, das unsere Mutter für uns sang, der Hochzeitswalzer, oder das knallharte Rockkonzert. Das Dasein beginnt mit Hören. Ist der Klang genau so flüchtig wie das Leben selbst? Die Musik ist gerade in den Momenten wertvoll, wenn sie bewusst erlebt wird. Unser Leben ist am intensivsten, wenn wir lieben, unsere Kinder wachsen sehen oder auch Abschied nehmen. Das sind die emotionalsten Momente, die unsere Erinnerungen so wertvoll machen für uns und die Anderen, die mit uns den Weg mitreisen. Ich habe mir bis jetzt nicht vorstellen können, wie es ist, vom Leben Abschied zu nehmen.

Wird man dann Tag um Tag trauriger? Unsicherer? Wütender?

Wie gehe ich – Maria, die nur am Klavier weiß, wie die Welt so ist, damit um? Und wie ist es, wenn die Menschen, die ich hier kennen lernte, beim nächsten Mal nicht mehr da sind? Schafft es mein Herz die Leere wieder zu füllen, oder erstarrt es und wird langsam kalt? Womit ersetzen? Ich weiß - ich komme wieder und wieder hierher, und in den Augenblicken, wenn ich den Menschen Unsicherheit und Trauer mit meiner Musik wegreiße, fühle ich mich einfach glücklich, weil ich hier im Hospiz etwas verstanden habe, das ich früher nicht an mich ranlassen wollte.

Maria Mühlen-Skiebe, Musiktherapeutin
Ehrenamtliche im Lazarus Hospiz

Herausgeber: Förderverein Lazarus-Hospiz e.V.

Redaktion: Lydia Röder, Kathrin Aenn Hackmann, Adelheid Scholten
030/46 705 276, email: lazarus-hospiz-ambulant@lobetal.de

Layout: Darja Süßbier

Druck: GeKaWe, Michael Bellenbaum
Auflage: 2000 Stück

Tränenreich ist jener Tag

Ich erinnere mich daran, wie ich als Kind voller Staunen zum ersten Mal das Lacrimosa aus dem Requiem von Wolfgang Amadeus Mozart hörte. Immer wieder spulte ich an die Stelle des Hörspiels um Nannerl und Wolferl zurück und lauschte den düster aufwühlenden Klängen.

Das Requiem in d-Moll aus dem Jahr 1791 gehört zu Mozarts populärsten Werken. Am 5. Dezember 1791, nach Fertigstellung von etwa zwei Dritteln des Werks, starb er.

Das Lacrimosa, das Stück über die tiefe Trauer, brach nach acht Takten ab. Dennoch mutierte es zu einem Evergreen, der in Filmen wie ‚Eyes Wide Shut‘, ‚The Big Lebowski‘ und natürlich in Miloš Formans ‚Amadeus‘ Verwendung fand.

Ursprünglich war das Requiem von Graf Walsegg für seine verstorbene Frau bei Mozart gegen Vorkasse in Auftrag gegeben worden. Nach Mozarts Tod bat seine Witwe Constanze Franz Xaver Süßmayr, das Requiem zu beenden.

Die Musik ist geprägt von düsterer Ernsthaftigkeit und Verzweiflung, von Angst vor einem strafenden Gott, aber auch von Zorn und Hadern. Mal klingt die Musik wie eine tickende Uhr, mal wie ein schlagendes Herz, das die Vergänglichkeit des Lebens zu symbolisieren vermag. Doch beinhaltet es auch die inständige Hoffnung, dass Gott ein „sel’ges Ende (...) verleihe“.

Mozart, der Aufklärer und einer der ersten freischaffenden bürgerlichen Komponisten, konnte sich ganz antiklerikal herrlich über die Pfaffen seiner Zeit amüsieren, war aber trotzdem tief verwurzelt in seinem katholischen Glauben.

Höchstwahrscheinlich hatte er seinen nahenden Tod vor Augen als er, wie die Legende es erzählt, im Dämmerzustand über der Komposition fieberte.

Kathrin Aenn Hackmann

Koordinatorin im Ambulanten Lazarus Hospizdienst

Liebe Leserinnen und Leser,

jede Jahres- und Festzeit hat ihre Lieder, oft sogar ein umfangreiches Repertoire an Volksliedern, die noch fast jeder kennt. Weihnachtslieder fallen Ihnen bestimmt ganz viele ein. Aber kennen Sie Osterlieder? Das Fest selbst ist den Menschen bekannt und wird mit vielen Bräuchen gefeiert, aber Lieder, die fast jeder kennt – Fehlanzeige! Gewiss, kirchliche Insider könnten ein paar Choräle aufzählen. Doch auch mit diesen habe ich eine eigene Erfahrung. Seit meiner Kindheit spiele ich in Posaunenchor. Immer wieder hatte ich den Eindruck, dass die meisten Osterlieder sich schwer spielen. Vielleicht hängt das mit der Ostergeschichte zusammen. Die Kunst des Komponierens liegt ja darin, komplexe Erfahrungen aufzugreifen und auszudrücken.

Versetzte ich mich in die Weggefährtinnen und Freunde Jesu, dann müssen sie mehr zwischen Fassungslosigkeit und Verwirrung hin und her gerissen worden sein, als dass sie von jubelnder Freude erfüllt waren. Der nahe Freund, der Meister, der Träger ihrer Hoffnungen wurde brutal umgebracht. Da waren nur noch Verzweiflung und Entsetzen in ihnen. Zwei Tage später kommen ein paar Frauen vom Grab zurück. Sie sagen, es sei leer und sie hätten eine Erscheinung gehabt und sprechen von Auferstehung. In unserer Zeit wäre das eher ein Fall für die Psychiatrie.

In der Ostergeschichte, wie sie der Evangelist Markus beschreibt, ist etwas von der Stimmung spürbar. Die Frauen erhalten den Auftrag: „Geht aber hin und sagt seinen Jüngern und Petrus, dass er vor euch hinget nach Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemand etwas; denn sie fürchteten sich.“

Galiläa - das ist die Region des Alltags, des mühsam errungenen Lebens, im Gegensatz zum heiligen und festlichen Jerusalem. Und in diesem Alltag erleben sie dann, dass sie Jesus nicht verloren haben. Er begegnet Ihnen auf geheimnisvolle Weise – ermutigend, stärkend. Nach und nach verstehen sie, dass er nicht im Tod geblieben ist, dass er und seine Botschaft ihr Leben prägt und verändert und trägt.

Aber es ist ein mühsamer Weg von der Verzweiflung über die Ahnung zur Gewissheit. Solche Erfahrungen sind oft leise Erfahrungen. Dann verstehe ich, dass Ostern ganz andere Spuren in der Musik hinterlassen hat als Zeiten wie der Frühling oder die Erntezeit oder gar Weihnachten.

Matthias Albrecht

Seelsorger im Lazarus Hospiz

Musiktherapie in der Hospizarbeit

Seit drei Jahren verbinde ich meine Arbeit im Lazarus Hospiz mit der Musiktherapie. Als Krankenpfleger habe ich eine Beziehung zu den Gästen, daran kann ich als Musiktherapeut anknüpfen. Man braucht ein Gespür für den günstigsten Augenblick. Bevor ich die Körpertambura spiele, geht oft ein entlastendes Gespräch voraus. Es ist wichtig für die Patient*innen, gehört zu werden und sich verstanden zu fühlen. Wo die Worte aufhören, fängt Musik an. Schmerzen, Gefühle von Angst oder Trauer können vorherrschen, und die Musiktherapie lässt hier einen Hoffnungsschimmer zwischen diesen Gefühlsqualitäten erspüren. Die entspannenden, tragenden und obertonreichen Klänge der Körpertambura, haben einen meditativen Charakter und können zu „Traumreisen“ einladen.

Musikalische Impulse können die Wahrnehmung des Leidens verändern. Der Kontakt zu sich selbst kann belebt werden. Ein gemeinsamer Erlebnisraum kann sich entfalten: statt der Zimmerwand ist da nun ein wunderschöner grüner Wald, eine schroffe Bergkette oder die leichte Brise im Gesicht mit wärmenden Sonnenstrahlen an einem schönen Ostseestrand. Die Klänge der Körpertambura ermöglichen eine Erdung oder Versöhnung und damit auch eine Stabilisierung des Ichs. Die Wünsche der Patient*innen sind individuell. Sie reichen von „Lassen sie mich damit in Ruhe!“ bis zu der Bitte „Spielen Sie die Tambura in der Stunde, in der ich von dieser Welt gehe!“

Kay Biastoch-Neels,

seit 17 Jahren Krankenpfleger im Lazarus Hospiz und Tamburaspieler



Die rätselhafte Macht der Musik

Die Chorsängerin, der Orchestermusiker, der Konzertbesucher alle wissen es: Musik zu machen, zu hören, zu spüren, berührt uns emotional. Schriftsteller und Wissenschaftler haben diese Macht der Musik beschrieben, die für Schopenhauer zum Beispiel mit ihrer „unaussprechlichen Tiefe“ die „Quintessenz des Lebens und seiner Ereignisse“ ausdrückt. Was genau sich im Einzelnen in uns abspielt, wenn wir Musik hören, blieb aber ein Geheimnis.

Die Hirnforschung kann heute viele Vorgänge in unserem Hirn technisch ergründen. Sie macht Reaktionen des Gehirns auf Klang, Rhythmus und Melodie sichtbar.

Was sich dabei zeigt: So universell die Macht der Musik wirkt, so unterschiedlich sind doch die individuellen Ausprägungen dieser Wirkung. Durch ein Trauma kann ein Empfindungsverlust auftreten, oder es kann zu extrem heftigen Reaktionen auf Musik kommen. Zuvor „unmusikalische“ Menschen können nach einer neuronalen Erkrankung plötzlich intensiv Musik empfinden.

Der Neurologe und Schriftsteller Oliver Sacks beschreibt in seinem Buch „Der einarmige Pianist“ (Rowohlt 2008) solche Fälle – ein Plädoyer für das Wahrnehmen menschlicher Vielfalt. Einen jungen Ingenieur begleitete Sacks über Jahrzehnte. Nach einer Hirnblutung erholte sich dieser Patient geistig und körperlich wieder, seelisch aber nicht; er wurde apathisch, träge und gleichgültig. Doch manchmal sang der Mann, und dann strahlte er das ganze Spektrum der Gefühle aus, das ihm sonst verschlossen war. Sacks schildert seinen letzten Besuch: „Trotz seiner Schwäche nahm er seine Kraft zusammen und sang für mich ‚Down in the Valley‘ und ‚Good night, Irene‘, mit der ganzen Zartheit und Empfindsamkeit früherer Zeiten. Es war sein Schwanengesang; eine Woche später war er tot.“

Paul Stoop

„Die unaussprechliche Tiefe der Musik, so leicht zu verstehen und doch so unerklärlich, ist dem Umstand zu verdanken, dass sie alle Gefühle unseres innersten Wesens nachbildet, jedoch vollkommen ohne Wirklichkeit und fern allen Schmerzes ...

... Musik drückt nur die Quintessenz des Lebens und seiner Ereignisse aus, nie diese selbst.“

Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung

Zitiert nach Oliver Sacks, Der einarmige Pianist, Über Musik und das Gehirn, Hamburg 2008, S. 11



Gong Meditation im Lazarus Hospiz.
Rechts unten: Gong-Spielerin Lydia Röder, mit Zuhörerinnen
von links nach rechts: Andrea Biank, Elizabeth Schmidt-Pabst,
Gisela Schulz und Dora Marschke

GONG-MEDITATION im Lazarus Hospiz

Im Raum der Stille ist am Dienstagnachmittag Zeit für die Gong-Meditation. Es nehmen Patient*innen und ihre Zugehörigen teil, auch Kolleg*innen und manchmal auch Menschen von außerhalb, die davon gehört hatten. Ab und zu kommt sogar eine ehemalige Zugehörige. Für eineinhalb Jahre kam sie immer zusammen mit ihrer Tochter, die dann im Hospiz starb. Für eine halbe Stunde gibt es keine Unterschiede zwischen den Zuhörenden, ob jemand eine Funktion im Hospiz hat oder Patientin ist. Alle Grenzen sind aufgehoben. Alle wollen den Gong hören und ich spiele den Gong. Der Rest der Welt bleibt draußen und spielt keine Rolle. Schmerzen, Einsamkeit, Krankheit, Gedanken – alles pausiert für eine Weile.

Der Gong hat keinen hervortretenden Grundton, so dass er unabhängig von einem Kammerton universell anwendbar ist. Das Klangvolumen der Gongs wird durch die Art des Anschlages und durch die Größe, das Gewicht und die Beschaffenheit des Schlegels beeinflusst und variiert. Durch Veränderung der Anschlagpunkte lassen sich Tiefen oder Höhen sowie unterschiedliche im Gesamtklang enthaltene Klangmischungen herausspielen. Bei kraftvollem Spiel kann die Lautstärke gleichmäßig gesteigert werden. Der Gong fasziniert. Sein Geheimnis und seine Kraft bringen den zuhörenden Menschen in einer inneren Klangreise zur Begegnung mit sich selbst.

Patient*innen beschreiben nach einer Gongmeditation so ihre Erfahrungen:

- Ich konnte meine Schmerzen vergessen.
- Tiefere Seelenschichten wurden angesprochen.
- Innere Bilder tauchten auf.

- Ich habe den Klang als hörbaren Raum erlebt.
- Ich habe den Rhythmus als erfahrbare Zeit gespürt.
- Der Rhythmus steht für das Lebendige.

Es zeigt sich, dass Heilung, verstanden als konstruktiver Umgang mit persönlichen Herausforderungen, auf verschiedenen Ebenen empfunden werden kann. Wir erleben ein Verbunden-Sein über uns hinaus. Der Klang ist Hingabe ans Unendliche. Wenn der Gong gespielt wird, ist etwas was zuhört. Der Rhythmus des Spielens führt in den Raum der Stille. Stille und Klang und Bewegung sind gleichzeitig anwesend. Die Polaritäten heben sich auf und schwingen miteinander. Das große Ganze, das Vertrauen in das Menschsein und in den Kosmos, dessen Teil der Mensch ist, kann gespürt werden.

Gongs sind mit den Urtönen des Universums verbunden. Die ganze Welt besteht letztlich aus Schwingung – auch wir. Die Schwingungen breiten sich in Wellenmustern im Körper des Menschen aus und können Blockaden und Verspannungen auflösen. Dadurch kann die Energie wieder freier durch den Körper fließen. Der Klang des Gongs wirkt tief, zentrierend, erdend und bringt uns ganz und gar ins Hier und Jetzt. Klänge können als Mittler zwischen Himmel und Erde empfunden werden.

Gongs haben unbeschreibliche Klangfarben und gehören zu den ältesten Instrumenten. Der Ursprung lässt sich bis in das 2. Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgen, es wird aber angenommen, dass der Gong noch viel älter ist. Die Geschichtsforschung spricht von vier Hauptzentren – Burma, China, Annam, Java –, aus denen mindestens sieben Gongformen mit verschiedenen Klangstrukturen stammen. Nur wenige Familien kannten die Tradition der Gongherstellung, die von Generation zu Generation weiter gegeben wurde.

Die Gongschmiedekunst war mit einer Art Zauber umgeben, und die Gongmacher glaubten, dass der Gong nur mit Hilfe einer höheren Macht gelingt. Die meisten Gongs werden aus einer Bronzelegierung gewalzt und gehämmert. Die Werkzeuge sind Feuer, Stahl, Hammer und Amboss. Das Klingeln wird als Ganzes wahrgenommen, das Leben wird nicht analysiert, es wird ganz in sich aufgenommen. Intuitiv und spirituell wird das gesamte Leben erfasst. So richtet sich das Spielen des Gongs eher ins Innere. Das Gesamte kann als Eines wahrgenommen werden.

Das ist auch das, was ich beim Gongspielen erfahre. Ich erlebe uns alle eher als ein Ganzes, als ein Eines.



@Kati Eglau

„Die tiefe Bedeutung der Musik ist die Vereinigung des Menschen – mit sich selbst und seinem Nachbarn genauso wie mit dem höchsten Prinzip“

Igor Strawinsky

Lydia Röder

Leitung Ambulanter Lazarus Hospizdienst

Johnny Cashes Abschied

Der Sänger und Dichter Johnny Cash (1932 – 2003) hat mit seinem posthum erschienenen Album „Ain’t no grave“ („Nein, kein Grab“) seine Auseinandersetzung mit Tod und Trauer musikalisch öffentlich gemacht.

Cash litt schon länger unter allerlei gesundheitlichen Einschränkungen, als bei ihm 1999 auch noch eine schwere Erkrankung des Nervensystems diagnostiziert wurde. Im Mai 2003 starb seine Ehefrau, die Sängerin June Carter Cash, mit der er 35 Jahre lang verheiratet war. Drei Tage nach Junes Beerdigung nahm Johnny Cash schon wieder Songs auf – er muss gespürt haben, dass ihm nur noch wenig Zeit blieb. Vier Monate später starb er selbst.

Die Aufnahmen aus dieser letzten Lebensphase erschienen erst Jahre nach Cashes Tod, im Februar 2010. Es ist ein ganzes Album über das Sterben und den Tod. Die musikalische Reise geht von Auflehnung und Wut über den Rückblick und die Annäherung an das eigene Leben bis hin zum versöhnlichen Friedensschluss mit dem unerbittlich heranrückenden Tod.

Das erste Stück, der Titelsong, zeugt vom Widerstand gegen den Tod. Dem Erzengel Gabriel teilt der Sänger mit: „Blas deine Trompete nicht, bevor du von mir hörst.“ Dazu gibt es Kettenrassel und dumpfe Schläge im Hintergrund. Cashes Gitarre ist einen ganzen Ton tiefer als sonst gestimmt, der Klang ist düster und bedrohlich. Der rebellierende alte Mann weiß zwar, dass der Tod irgendwann kommen wird, aber er bleibt kämpferisch: „Kein Grab kann meinen Körper festhalten“.

„For the good times“ (Über die guten Zeiten) singt er über das Ende einer Liebesbeziehung, was man hier übertragen auf das Ende des Lebens hören kann. Die Stimmung wirkt versöhnlich, als wenn das Sterben und der Abschied akzeptiert worden seien. Mit dem Song „Satisfied Mind“ („Zufriedener Geist“) scheint Cash sich selbst und den Zurückbleibenden Trost spenden zu wollen.

„Aloha Oe“ ist das letzte Stück auf dem Album. Es nimmt ein bekanntes hawaiianisches Abschiedslied auf. Cash klingt sanft, ruhig, fast sorglos und im Reinen mit sich selbst.

Der Gesang, der teilweise in einer uns unverständlichen Sprache vorgetragen wird, wirkt als klänge Cashes Stimme bereits aus paradiesischen Gefilden zu uns herüber. Die Wehmut des Abschieds ist zu erahnen, wird aber nicht explizit benannt. Sanft wiegende Harmonien gleiten hinüber vom schmerzlichen Abschied in die Voraussicht auf ein Wiedersehen: „Eine liebevolle Umarmung, ahoi ae au bis wir uns wiedersehen ...“

Hören Sie selbst:

https://www.youtube.com/watch?v=XZiX0oO_3Ls

Johnny Cash, American Recordings VII/10

Adelheid Scholten

Ehrenamtliche Trauerbegleiterin im Lazarus Hospiz